

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 13 (1945-1946)

Artikel: Victor Hugo als Beobachter seiner Zeit
Autor: Brentano, Bernard von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759165>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

VICTOR HUGO ALS BEOBACHTER SEINER ZEIT

VON BERNARD VON BRENTANO

Victor Hugo war ein Dichter, und das heißt ein Mensch, der nur mit geöffneten Augen meditieren konnte. Wie ein Tuchhändler oder ein Schneider einen neuen Stoff zwischen Daumen und Zeigefinger prüft, so mußte Hugo sehen, mit den Augen zupacken, um schreiben zu können. Seine Lust am Beobachten war die Folge, ja vielleicht sogar nur die andere Seite seiner enormen Sehfähigkeit. Trotzdem hat man Hugo wegen dieser Neugier oft getadelt, und der dänische Historiker Brandes stellt in seiner lesenswerten Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts dem Dichter ein langes Sündenregister zusammen. «Er ist», schreibt Brandes, «Anhänger der Bourbonen, solange diese regieren, er wird Anhänger der Julirevolution und des Julikönigtums, sobald diese Revolution erfolgt und dies Königtum errichtet wird. Er wird unter Ludwig Philipp, an dessen Hof er ein häufiger Gast ist, ein begeisterter Verherrlicher Napoleons von dem Augenblick an, da die Verehrung Napoleons in Frankreich wieder ersteht. Mit aller Kraft stützt er Louis Napoleon als Kandidaten für den Posten als Präsident der Republik; er erstrebt sogar das Kaisertum, bis das Gefühl, als Politiker verschmäht zu sein, ihn vom Prinzpräsidenten entfernt, und der Groll über den Staatsstreich treibt ihn in das Lager der radikalen Republikaner. Sein Leben ist wie eine Abspiegelung der historischen Bewegung zu betrachten, die Frankreich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts unternahm. Er war, wie Dichter sehr oft, kein führender Geist, sondern ein Organ.»

Das ist alles richtig, aber auch wieder viel komplizierter, und ich würde den letzten Satz anders ausdrücken. Hugo war ein führender Geist, aber im Reich des Geistes, und ein Organ der Poesie, nicht der Politik. Die Zeit, in die sein langes Leben gebettet lag, war fast so unruhig wie die unsrige; als Hugo geboren wurde, nannte sich der erste Napoleon noch Bürger Bonaparte; als er starb, war die republikanische Partei Frankreichs eben im Begriff, ihren hundertjährigen Kampf um die Demokratie zu gewinnen. Hugo schaute sich die Kämpfe sehr genau an; man wird eines Tages die umstrittene Frage nach seiner poetischen Leistung neu zu stellen haben; daß er zu den

größten Journalisten seiner Epoche gehörte, beweisen seine berühmten Aufzeichnungen: *Choses vues*, die der Palatin-Verlag, Genf, soeben neu herausgegeben hat.

Im Mai 1838 geht Hugo an dem Palast vorbei, den Talleyrand bewohnt hat, und notiert: «Talleyrand war ein sonderbarer, gefürchteter und bemerkenswerter Mensch. Er nannte sich Charles Maurice von Périgord; er war von Adel wie Machiavelli, Priester wie Gondi, aber dem Gelübde entlaufen wie Fouché, geistvoll wie Voltaire und hinkend wie der Teufel. Man könnte sagen, daß bei ihm alles hinkte; der Adel, den er zur Magd der Republik gemacht, sein Priestertum, das er aufs Marsfeld geschleift und dann in die Gosse geworfen hatte, die Ehe, die er durch zwanzig Skandale gebrochen und schließlich durch eine freiwillige Trennung gelöst hatte, der Geist, den er durch niedrige Gesinnung demütigte. Trotzdem hatte dieser Mann Größe; der Glanz zweier Regierungen beruhte auf ihm . . .»

Auf solche Weise nachdenkend, scharf und leidenschaftlich, aber nie, ohne den Impulsen einer angeborenen und anerzogenen Gerechtigkeit nachzugeben, betrachtet Hugo das Haus des verstorbenen Ministers und schließt: «Nun also, vorgestern ist dieser Mann gestorben. Aerzte kamen und balsamierten den Leichnam ein. Zu diesem Zweck nahmen sie wie die Aegypter die Eingeweide aus dem Bauch und das Gehirn aus der Schädelhöhle. Als dies getan war, verwandelten sie den Fürsten von Talleyrand in eine Mumie und legten die Mumie in einen Sarg, der mit weißer Seide ausgeschlagen war. Dann zogen sie sich zurück und ließen das Gehirn auf dem Tisch liegen, dieses Hirn, das so viel gedacht, so viele Menschen angeregt, so viele Gebäude errichtet hatte, zwei Revolutionen gemacht, zwanzig Könige getäuscht, die Welt erfüllt. Als die Aerzte fortgegangen waren, trat ein Diener ein und sah, was sie zurückgelassen hatten. ‚Ach, das haben sie vergessen! Was soll man damit machen?‘ Er erinnerte sich, daß es vor dem Haus ein Schlammgrube gab, ging hinunter und warf das Gehirn dort hinein. *Finis rerum!*»

Manchmal stellt Hugo auch allgemeine Betrachtungen an, die eines großen Historikers würdig wären. Als der Herzog von Orleans stirbt, überlegt er, daß Ludwig XIV. regierte, sein Sohn nicht; Ludwig XV. regierte, sein Sohn nicht; Ludwig XVI. regierte, sein Sohn nicht; Karl X. regierte, sein Sohn nicht; Ludwig Philipp regiert, sein Sohn nicht regieren wird. «Ungewöhnlicher Vorgang», fährt er fort, «sechsmal hintereinander bestimmt menschliche Voraussicht eines ganzen Volkes einen Mann zum Regenten und wird sechsmal getäuscht. Seitdem die Monarchie existiert, bestimmt das Gesetz, es solle immer der älteste Sohn des Königs regieren, und seit 140 Jahren antworten die Tatsachen: der älteste Sohn wird niemals regieren!»

Das Sprichwort sagt es kürzer: Der Mensch denkt, und Gott lenkt, aber es ist nützlich, auch die alltägliche Weisheit von Zeit zu Zeit durch Kommentare wieder deutlich zu machen; der Firnis der Zeit verdunkelt sie rascher, als man glaubt.

Trotzdem beruht der Wert von Hugos Aufzeichnungen weniger auf seinen Reflexionen als auf seinen Beobachtungen. Hugo war einer der letzten Dichter, der die Großen der Erde, oder sagen wir meinetwegen die Hauptpersonen im politischen Schauspiel seiner Zeit persönlich kannte. Ehemals war das ein selbstverständliches Vorrecht der Poeten und ein kluges Bedürfnis der Großen; heute scheint es zu den Kennzeichen unserer Epoche zu gehören, daß der Graben zwischen den Denkenden und den Handelnden die größte Breite aller Jahrhunderte erreicht hat und eine bedenkliche Tiefe. Er ist fast ein Meer geworden, über dessen brausende Wellen hinweg die an den beiden Ufern Stehenden sich nur noch durch Zeichen verständigen können, und selbst das nur, wenn sie angestrengt hinüberschauen.

Eines Tages trifft Hugo den Herzog von Sachsen-Weimar, der ihm von seinem Großvater erzählt, dem Freund Goethes und Schillers. Eine Tochter Schillers hatte soeben einen Franzosen geheiratet, einen gewissen Junot, Verwandten eines französischen Generals, und der Herzog macht die hübsche Bemerkung, daß hier zwei berühmte Namen sich in einer Ehe verknüpft hätten. «Ja», antwortete Hugo, «Schiller und Junot, Deutschland und Frankreich, das ist eine schöne Ehe, das ist ein Symbol.»

Zu den Männern, die Hugo besser kannte, als er später gelegentlich wahrhaben wollte, gehörte der nachmalige Napoleon III., und es gibt in den Choses vues die Beschreibung eines Diners, das Napoleon gab, als er soeben Präsident der Republik geworden war, die großartig ist. Hugo wird eingeladen und kommt zu spät. Als er eintritt, sitzt man schon bei Tisch. Er betritt ein langes Zimmer, das im Stil des Empire eingerichtet ist. An den Wänden entdeckt er geschmacklose Bilder, z. B. eines, das Maria Stuart darstellt, wie sie ihrem Geliebten Rizzio zuhört. Am Kopfende der Tafel sitzt Napoleon, zu seiner Rechten die Marquise du Hallays, zu seiner Linken eine Frau Conti. «Als ich eintrat, erhob sich der Präsident. Ich ging auf ihn zu, und wir gaben uns die Hand. ‚Ich hab’ das Essen nur improvisiert‘, sagte er, ‚ich habe nur ein paar gute Freunde bei mir, und ich hatte gedacht, daß es Ihnen angenehm sein würde, dabei zu sein. Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind; Sie sind zu mir gekommen, wie ich zu Ihnen gekommen wäre.‘»

Hugo setzt sich, und die Fürstin von Moskwa flüstert ihm rasch die pikante Geschichte der Frau von Hallays ins Ohr, die seit kurzem die Geliebte Napoleons ist. Im Hintergrund spielt ein verdecktes

Orchester, und Hugo liest auf einem Programm, das man ihm reicht:

1. Gebet aus der Stummen von Portici
2. Fantasie über Lieblingsmelodien der Königin Hortense
3. Finale aus Robert Bruce
4. Republikanischer Marsch
5. Siegesmarsch

«In meiner aufgeregten Stimmung, die ich mit ganz Frankreich teilte, mußte ich darüber nachdenken, daß der Siegesmarsch auf den republikanischen folgte.»

Nach Tisch plaudert Hugo mit dem Fürsten von Moskwa über Sozialismus und Kommunismus, bis ihn Louis Napoleon auf die Seite nimmt, und nun tut Hugo, was er nicht lassen konnte, und was ein Dichter vielleicht auch gar nicht lassen soll: er gibt dem Präsidenten poetische Ratschläge: «Schmücken Sie den Frieden mit den Blüten der Kunst, der Literatur und der Wissenschaft, mit den Siegen der Industrie und des Fortschritts. Frankreich ist ein Eroberervolk. Wenn es nicht mit dem Säbel erobern kann, so möchte es mit dem Geist vorwärtsdringen!»

Gegen 10 Uhr bricht Hugo auf, «und auf dem Heimweg dachte ich über das Gesehene nach. Ich dachte an die zusammengestoppelte Einrichtung, an die Etikette, die noch keine ist, an diese ganze Mischung aus Bürger, Republikaner und Napoleonist, an diese Oberfläche einer viel tieferen Sache, die man momentan den Präsidenten der Republik nennt . . . Es ist keineswegs das am wenigsten Sonderbare, schließt Hugo, vielmehr ein sehr charakteristischer Zug der augenblicklichen Lage, daß dieser Mann gleichzeitig und von allen Seiten angesprochen wird mit Hoheit, Fürst, Herr, Durchlaucht und Bürger. Alles, was in diesem Augenblick vorgeht, mischt sich in diesem Menschen, der nach allen Seiten offen ist . . .»

Diese Art des Erzählens ist, mitsamt einer gewissen Wichtigtuerei, beinahe der Stil Herodots, und eine Methode der Geschichtsschreibung, die immer modern bleiben wird. Die sachlichen Historiker (die nicht nur von Paul Valéry gehaßt wurden) geben unserer Seele zu wenig Nahrung. Wir finden auf den reichgedeckten Tischen ihres Wissens zwar Teller und Löffel, aber zu wenig Salz und Brot. Wir sind am Ende ihrer Bücher vielleicht klüger, aber nicht ergriffen, wir haben zu viele Dinge erfahren, die uns wenig angehen, und zu wenig Menschen gesehen, die uns immer angehen, weil nur der Mensch, im Gegensatz zur ewig veränderlichen Geschichte, unveränderlich ist. Moses war, wie wir sind, und wir fühlen und leiden wie er.

Neben Königen und Politikern treten in Hugos Buch auch viele Schriftsteller auf und natürlich viele Frauen. Eines Abends besucht Hugo den Maler Chassériau (den er in seinem Bericht Serio

nennt) und begegnet in dessen Atelier der Sängerin Ozy (die er unter dem Namen Zubiri darstellt). Die Zubiri verliebt sich ein wenig in den berühmten Besucher und beginnt, Serio zu quälen. «Was glauben Sie, auf welche sonderbare Weise er mich erobert hat?» fragt sie Hugo. ‚Seit einiger Zeit sah ich ihn ständig hinter der Bühne und erkundigte mich, wer nur dieser häßliche Mensch sei. Ich sagte es dem Fürsten Cafrasti, der ihn eines Abends zum Essen mitbrachte. Als ich ihn aus der Nähe sah, sagte ich: das ist ja ein Affe! Er betrachtete mich, ich weiß selber nicht wie. Nach Tisch drückte ich ihm, als ich ihm einen Teller reichte, die Hand. Beim Abschied fragte er mich: ‚An welchem Tag soll ich wieder kommen?‘

Ich sagte ihm: ‚Am Tag? Kommen Sie bloß nicht am Tag! Sie sind viel zu häßlich, kommen Sie in der Nacht!‘

Serio hört zu, und als die Zubiri fragt, ob es richtig sei, was sie erzähle, antwortet er melancholisch, es sei wahr. ‚Du bist wirklich zu häßlich, um eine so hübsche Frau wie mich zu haben«, fährt die Zubiri fort. ‚Denn wirklich, Herr Hugo, Sie können mich gar nicht beurteilen . . . aber sag doch, Serio, soll ich dem Herrn meine Brust zeigen?‘ ‚Tu es‘, sagt der Maler.

Ich betrachtete Serio. Er war bleich. Zubiri öffnete langsam und mit einer Bewegung, die zugleich kokett und zögernd war, ihr Kleid und betrachtete dabei Serio mit Blicken, die ihn anbeteten, und einem Lächeln, das sich über ihn lustig machte . . .»

Das grausame Spiel geht noch lange so weiter, bis Serio ohnmächtig wird. «Zubiri warf sich über ihn, und ihr Blick, in dem eben noch alle Koketterie gewesen war, drückte nun alle Aengste aus. Sie rief ihn an, streichelte seine Hände und schüttete ihm Wasser ins Gesicht . . .»

Serio kommt wieder zu sich, aber sofort ist Zubiri wieder die alte, und die Quälerei geht weiter. Sie erzählt Hugo schreckliche Geschichten aus ihrem Leben, die Serio unbeweglich anhört. «Stellen Sie sich doch nur vor, mein Herr, daß ich in diesen kleinen Maulaffen verliebt bin, in diesen Affen von Serio. Aber denken Sie nur, ich nenne ihn meine Mutter!‘

In diesem Augenblick richtete sie ihre Augen wieder auf Serio, der seine Augen zum Himmel gerichtet hielt.

‚Was tust du?‘ fragte sie ihn leise.

Er antwortete: ‚Ich höre dir zu!‘

‚Ach, und was hörst Du?‘

‚Ich höre eine Hymne!‘ sagte Serio.»

Das ist eine kühne Geschichte, und es ist vielleicht kühn, sie an dieser Stelle, in einer so ernsthaften Zeitschrift, zu veröffentlichen. Aber wo kämen wir hin ohne Kühnheit? Als im Haus am Frauenplan das Gespräch wieder einmal auf große Männer kam, sagte Goethe:

Kühnheit, Keckheit und Grandiosität seien auch bildend. Man müsse sich hüten, das Bildende stets im entschieden Reinen und Sittlichen suchen zu wollen. Alles Große bilde, sobald es gewahr werde.

In der Epoche Hugos war das gesellschaftliche Leben, die Beziehung der Menschen zueinander, noch von den großen Formen behütet, welche man in den vorausgegangenen Jahrhunderten aufgebaut hatte, Dome der Sitte und des Herkommens, in denen alles Platz hatte, auch das Unrecht und die Sünde, von der kein Mensch frei ist. Victor Hugo hatte neben seiner Frau eine Geliebte, und als er nach dem Staatsstreich Napoleons ins Exil ging, folgte ihm Juliette Drouet auf die Insel Guernesey. Hugo lebte in einem großen Haus mit seiner Familie, Juliette in einem kleineren in der Nähe. So gingen zehn Jahre ins Land, als am Weihnachtsabend 1864 Frau Hugo an Juliette einen kleinen — den ersten — Brief schrieb. «Gnädige Frau. Wir feiern heute Weihnachten. Weihnachten ist das Fest der Kinder und folglich auch das der unsrigen. Es wäre sehr liebenswürdig von Ihnen, wenn Sie unserer kleinen Feier beiwohnen wollten, die ja auch eine Feier Ihres Herzens ist.»

Das war die erste Einladung, die Juliette in das Haus des Mannes erhielt, dem sie ihr Leben geweiht und ihre Existenz geopfert hatte.

Aber Juliette hatte den Takt, zu verzichten, und ich gestehe, daß ich die kleine Antwort, die sie noch am gleichen Tag an Frau Hugo schrieb, ebenso bewundere wie die größten Seiten, die Hugo jemals gelungen sind:

«Sie sind es, Madame, die mir das Fest bereitet. Ihr Brief ist eine sanfte und großmütige Freude, die mich tief rührt. Sie kennen meine einsamen Gewohnheiten, und Sie werden mir nicht böse sein, wenn ich mich heute nur mit dem Glück Ihres Briefes begnüge. Dieses Glück ist groß genug. Billigen Sie, daß ich im Schatten bleibe, um Sie zu segnen, während Sie Gutes tun. Herzlich und sehr ergeben. J. D.»